

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 28

Samstag, 18. Juli

1925

Eine Fahrt mit Zeus

Erinnerung von Prof. Ottomar Enking.

Aus den geöffneten Toren der Marienkirche quoll das Orgelgeseule, und die ehrbaren Flensburger Bürger verließen Arm in Arm mit ihren behäbigen Ehefrauen das Gotteshaus.

Ich durchquerte den Strom der Andächtigen und war dann gleich an meinem Ziele: zu Anfang der Nordstraße lag das alte Haus mit der Eichenfächer-Tabakshandlung. Er, der dieses Geschäft durch redlichen Fleiß zu Ansehen gebracht hatte, ruhte schon auf dem Kiebelhofe; seine Witwe, eine Dänin, schaltete und wirkte munter und tatkräftig in den vielen ineinander geschachtelten Räumen.

Die Treppe hinauf; da fand ich Hugo, den ältesten Sohn, in seiner Stube bei seiner Lieblingsbeschäftigung: er löste eine arithmetische Aufgabe, die an Schwierigkeiten über das hinausreichte, was man von uns humanistischen Primanern verlangte. Neben dem Bilde, worauf er seine Zahlen schrieb, lag der Kant, in dem er gern fürchte, auf einem Hefte Beethoven'scher Sonaten: die Geisteswelt des jungen Menschen mit dem langgezogenen Schädel und der Denkfalte zwischen den Stirnbucheln.

„Bist du auch mal wieder da?“ fragte er. Das war die mir bekannte Begrüßung. Einen so krassen Optimismus, diese Worte in „Herzlich willkommen!“ zusammen zu fassen, besaß ich nicht, aber ich tat, als ob ich nichts merkte.

„Ich wollte bloß fragen, Hugo, segeln wir heute nachmittags?“

Er sah nach dem Fenster. Viel Himmelschein brach da nicht hindurch. — „Was haben wir denn für Wind?“ „Ach, der wird wohl so ein bißchen westlich sein,“ entgegnete ich mit dem beschämten Gefühl, daß ich mir die Wetterfahnen nicht genau angesehen hatte.

Ich bekam denn auch seitwärts von unten herauf einen ziemlich nichtachtenden Blick: der will segeln und ahnt nicht, woher der Wind weht!

„Mal sehen.“ — Damit stand Hugo auf, nahm die rote Mütze, und wir begaben uns durch die holprige Gasse zum Hafen.

Das Wasser war unruhig; dunkle bleigefarbene, kurze, spritzige Wellen, die nervös um die Schiffe und das Raigebälle plätschten. Ueber dem jenseitigen Ufer war die Luft düster; kleine, weiße Wolken zogen vereinzelt rasch dahin; so wechselten Licht und Schatten fortwährend. Mit Genugthuung stellte ich fest, daß es von West nach Ost trieb.

Hugo schlenderte schweigend, die Hände in den Taschen, die Schiffbrücke entlang in der Richtung zum Nordtore. Er schien das Wetter zu riechen. Wie immer, wenn er etwas beobachtete und prüfte, spannten sich seine Züge; er äußerte sich nie, bevor er sich über eine Sache ganz klar war. Dann wurde sie auch ausgeführt.

„a,“ entschied er zuletzt, „um zwei.“ Ich schwenkte ab und benachrichtigte die Kameraden, die zu unserem engeren Kreise gehörten.

Sie kamen zur angesagten Stunde: der rundköpfige Johannes Brede, den wir den Revisor nannten, weil er die Gastwirtschaften daraufhin zu besuchen pflegte, mo das beste Maß geschenkt wurde, Theodor Johanssen, die lange Malerfelle mit den wundervollen blauen Augen, denen kein Mädchen widerstehen konnte, Emil Magnus, der es Frau Ruffina angetan hatte und der außerdem behauptete, er habe immer einen kalten großen Zeh, entweder den linken oder den rechten, und Adolf Biedke, der scharfsinnige Historiker und Politiker; er durchschaute die geheimsten Vorgänge in der Diplomatie und weisagte Krieg und Frieden.

Wir wir an der Bootsstelle versammelt waren, erschien auch Hugo Eckener, und wir trafen ihn schon von weitem entgegen: „Heute wird's sein, Zeus! Großartige Reise!“

Kneipnamen entstehen aus dem Instinkt der Mißgüter heraus; selten hat wohl einer so zugestiegen, wie der, den wir unserem Führer beilegte.

Zeus hielt sich dem Vorauslober gegenüber zurück. — „Erst mal den Rahn kriegen!“ meinte er.

Fischer Hans Hansen wollte nicht recht. Er sah so gewitzig aus; er hatte es donnen hören, über Glücksburg. Hans Hansens Gehör für Donner langte bis an die dänischen Inseln. Er betrachtete uns der Reihe nach; viel Vertrauen floßte mir ihm nicht ein, auch Adolf Biedkes ciceroniansche Beredsamkeit hätte bei dem Griesart am Ende nichts geholfen, aber der Umstand, daß Sugo mit war, gab den uns günstigen Ausblick.

„Denn man zu.“ Und da waren wir auch schon in dem weiß mit blau gestrichenen, schlanken Boote, dem einzigen, mit dem es sich lohnte, auf der Fährde zu kreuzen. Deshalb hieß es die „Schnelle Kathrin“.

Segel hoch, zwischen den beiden Schornsteinen freie gestemmt; der erste Wind packte zu und neigte das Fahrzeug gleich so, daß der eine Bord Wasser schluckte.

Zeus lag am Ruder und kommandierte, und wir bemühten uns, seinen Befehlen gerecht zu werden. Ich war der Eifrigste, hatte aber das

Ein Abendbild

Dort unter der breiten Vinde, Dort bei der steinernen Bank Wehn küßt die Abendwinde Und der Born gibt frischen Trank.

Wir haben des Tages Lasten Getragen in Sonnenglut, Nun wollen wir feiern und rasten Und singen wohlgemut.

Die Mädchen kommen und bringen Die schönsten Blumen zum Strauß Und weil wir jeder was singen, Geht jeder beschenkt nach Haus.

Goffmann v. Falersleben.

Mißgeschick, meist gerade das Gegenteil von dem zu tun, was ich sollte. „Ja, Poet, wenn du man erst mal Steuerbord von Backbord unterscheiden kannst!“ riet mir der Kapitän, der die Schoten fest in der Hand hatte. Nun, zum Aussteigen waren wir bereits dem Ufer zu fern und ich blieb auch gerne im Boote, denn es segelte sich herrlich! Doch in Eile ging der Bug, die Linnen saßen so stramm und prall, daß sie garnicht knatterten; über den Klüver hinweg schäumte es bisweilen, wenn die „Schnelle Kathrin“ sich eine Nase voll See holte.

So rauschten wir an den Ochseninseln vorbei. Der Revisor konnte sich keine menschliche Zusammenkunft ohne Kneipgefang denken. Er stimmte an:

Und das schwarzbraune Bier, das trink ich so gern, Und das schwarzbraune Mädel, das küß ich so gern, Heidi, heidi!

Der Musiker erklärte ihm, daß er eine falsche Tonart gewählt habe: „Du bist ein Poet, Revisor, homo laicus, weißt du das?“ — Das machte dem fröhlichen kleinen Jüngling keinen Unterschied. Er sang sein Lied zu Ende. Dann freilich verfiel er ins Grubeln: „Wie das Bier in Gravenstein wohl ist? Ich hab es noch nicht unterkühlt.“

Der Maler sah im Umblick der Natur versunken; dann und wann hob er die bedeutenden Fäden, schnitt ein Bild aus dem Gange aus und zeichnete die Linien da draußen in der Luft mit dem Daumen nach. Unser Politiker ermog, wie die Geschichte mit Frankreich und Sinterindien aussehene würde. Selbstverständlich bestien die Engländer. Ich selber hatte wieder eine unglückliche Liebe und deklamierte, indem ich die Hände durchs Wasser gleiten ließ: „Wärst du mir treu geblieben, Wie hätt' ich für dich gestrebt, Wie hätt' ich mein —“

„Mensch, hör bloß auf!“ fuhr mich Zeus an. Er hatte eine Abneigung gegen meine Gefühls-ergüsse und ihre Ursachen. Einmal, während ich in den Ferien verweilt war, suchte er die dunkelhaarige Schöne auf, in deren Händen ich schmachtete, und löste diese Beziehungen, eigenmächtig, aber zu meinem Seile.

Ich verfluchte, etwas gekränkt, doch nicht an der Tiefe meiner Verse zweifelnd. Wir genossen sorglos die Fahrt. Zeus indes spürte nicht ohne Bedenken in den Himmel. Der hatte sich völlig bezogen, und bei Solnis türmte es sich ungeheuer blau-schwarz empor. Die Wellen wurden buchnadig, als hätten sie Angst vor dem, was da oben drohte.

Die Brise flaute ab. Hugo Eckener fühlte an der Ruderpinne, wie das Boot leise schwankte, leicht zitterte. Es mußte nicht recht mehr, wozu es wollte; es erwartete den plötzlichen Umschwung des Windes. Da lehnte sich Zeus nach der anderen Seite über und ließ das Lat vom Großsegel fieren: „So kommt!“

Richtig. Der erste Stoß über Gehräusel vom östlichen Ufer. Das Segel flatterte; der Revisor erhielt einen tüchtigen Streich damit auf seine vergnügten Backen.

Zeus griff zu, da war das Zeug wieder einigermassen gebändigt, aber — ein Blick nach Broader hinein. Nicht lange: das Grollen. Der Wind hin und her, bis er zu fauchen begann. Die „Schnelle Kathrin“ machte sich vor, trefflich, sie wippte geschmeidig auf und nieder und bog sich, je nachdem es sein mußte, in Ewe oder See.

Blige — fingerartig verteilt; die Wolkenwand immer finstlicher, der Donner krachend, Regentropfen von warmer Schwere, dann ein wahrer Wassersturz.

Der Revisor sang nicht mehr, es wurde uns allen bekommen zu Mute. Umkehren? Vanden? Beides unmöglich. Alles kam darauf an, den Eckenst zu erreichen; in die Gravensteiner Bucht hinein.

Mit Siebenmeilenstiefeln kam das Gewitter angerast. Ein Schlag nach dem anderen. Ein Sturm, daß das Ressen nichts nützte. Wir wurden herumgeworfen, von den Wellen überhäutet; ich schöpfte und schöpfte, daß das Wasser nur nicht allzu hoch im Boote stand. Der Musiker hatte jetzt wirklich zwei kalte Zehen, und der Maler bewunderte zwar die Gewalt der Farben und Formen, aber ein bißchen sanftere Töne und weniger zerrissene Ueberfahnen wären ihm recht gewesen.

Hans Hansen trank in dieser Stunde entschieden bei Peter Peterßen einen Reuegrog, weil er uns seine Zolle überlassen hatte, aber er konnte sich gut nebenan bei Jens Jensen einen Trostgrog genehmigen; Sugo Eckener war ja mit.

Ja, und unser Zeus bewachte seinen Ruf. Er lenkte unser Geschick zum Besten. Mit prachtvoller Gelassenheit und Umsicht, uns freilich gehörig zurechtweisend, wenn wir etwas Unzweckmäßiges taten, hat er uns der Gefahr herausgebracht. Auf das feinste gebrauchte er jede Gelegenheit, das Boot so zu steuern, daß die schäumende Nacht gebrochen wurde. Das Gewitter kam bis über uns; ein Feuerstrahl heilte sich in unserer Nähe in die See; wir waren kläglich, und die „Schnelle

Um die Lippen des jungen Mannes spielte ein verlegenes Lächeln. Dem Sinne nach wohl, entgegnete er, „freilich im einzelnen.“ „Dann haben Sie schon viel gemerkt,“ sagte der alte Herr ernst. Sie stehen hier vor der ältesten Siedelungskolonie. Ich möchte Ihnen eine Erklärung geben. Sie vergehen die Redseligkeit des alten Mannes, der das Begehren nicht lassen kann. Wollen Sie den Bericht ihrer Entstehung hören?“

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür,“ sagte der Jüngling bescheiden. Ehrerbietig folgte er seinem freundlichen Mentor zum Gange durch die Fuggerei. Während sie durch die Herren-gasse mit ihren schmucken, einstöckigen Häusern schritten, begann der alte Herr: „Sie haben das Fuggerhaus in der Maximilianstraße gesehen?“ „Gewiß,“ antwortete der Gefragte, „ein stolzer Bau, der wohl einen Begriff von der Würde und dem Reichtume des Geschlechtes zu geben vermag.“

Der alte Herr nickte und erzählte: „Kurz nach der Vollendung des Palastes standen die Gassen in Scharen vor der breiten Fassade und bestaunten die fremdartige Schöpfung, in der Jacob Fugger der Reiche seinen Landsleuten den ersten Prachtbau der Renaissance vor Augen stellte. Aus jedem Munde scholl begeistertes Lob. Ein Benediktinermonch, der vom St. Ulrichsmünster kam, mischte sich unter den Schwarm, um dem Gespräche bald dieser, bald jener Gruppe zu lauschen. Da fiel sein Blick auf einen Mann im groben Kleide, der mit dem Ausdruck des Jorns und Hasses das Wunderwerk der neuen Kunst anstarrte.“

„Warum verstellst dich dein Angesicht, lieber christlicher Bruder,“ sprach er den Mönch an, „und warum wohnt der Reiz in deinen Augen?“

„Wie könnte ich mich solcher Verschwendung freuen?“ entgegnete der Angeredete finster. „Ist es von Gott weise eingerichtet, daß ich mit meinen beiden Händen mein Lebtag nicht so viel verdienen kann wie jener mit dem kleinen Finger in einem Augenblicke?“

Der Rutensträger maß den Unzufriedenen mit abweisender Miene. „Bist du nicht gesund, Jakob Wimpfing? Strohen deine Gedanken nicht von Stärke? Hast du nicht einen glücklichen Hausstand, eine rüstige Frau und frohe Kinderlein?“

Der Gescholtene lachte grell auf. „Der heilige Joseph segne mir die Kraft der Lenden, meine Hausfrau und die Kinderlein!“ höhnte er. „Ei, frommer Vater, so schaut doch selbst meinen glücklichen Hausstand! Seht zu, wie die Schar so furchtbar sich mehrt und wächst! Aber die beiden Stübchen, heiliger Bruder, die Stübchen machen nimmer, und wenn das nächste Würmlein einziehen will in gar wenigen Wochen, dann müssen wir die Wiege wohl vor die Haustür stellen auf die Gassen, wenn es nicht selbst einsehen hat und sich davon macht, weil es ihm an der Wiebe gebricht. Der drüben aber, — drohend ballte sich seine Faust gegen den Prachtbau, — der breitet sich aus wie fressendes Feuer.“

Der Mönch blieb eine Weile in Gedanken versunken. Die Strenge wich aus seinen Zügen, die Liebe glättete die Falten der hohen Stirn. „Folge mir!“ sagte er kurz und wandte sich zum Gehen. Der Jüngling stand einen Augenblick unschlüssig, dann stampfte er mit plumpen Schritten dem Vorausgehenden nach, der auf das Tor des Fuggerhauses zu hielt und anklopfte.

Der Vater wurde gemeldet und nach kurzem Warten mit seinem Gefährten in ein prächtiges Gemach geführt. Von einem mächtigen Tische, der ganz mit Schriften bedeckt war, sah ein Mann in reicher Kleidung mit schwerer, goldener Ehrenkette um den Hals in kunstvoll geschnittenem Leinwand. Er richtete sein männlich-schönes Gesicht empor. „Gott zum Gruß, ehrwürdiger Bruder Gertrud!“ sagte er mit tiefer Stimme. „Was führt Euch in mein Haus?“

Der Mönch wendete sich an seinen Begleiter: „Nicht Frisch für dich und deine Notgeboten! Sag an, was dein Herz bedrückt und warum du unzufrieden bist mit unsers Herrgotts Regiment!“ Der Angeredete fuhr mit der Hand nach dem Halse, als ob er zusammengeknirscht wäre, ein ächzender Laut entwand sich seinen Lippen.

„Nehmt Platz, ehrwürdiger Vater,“ sagte der Handelsherr, indem er sich in den Lehnstuhl zurückfallen ließ, „und ergreift selbst das Wort!“

Der Mönch trat an den Tisch. „Gott hat Euch sonderliche Glücksgüter beschert,“ begann er feierlich, „der Strom Eures Reichtums rinnt durch diese Stadt wie ein starker Fluß, der Mühlen treibt und Flüsse trägt. Stadt und Kirche begabet Ihr mit unvergleichlichen Geschenken und Wohlthaten. Euch und Euren Nachkommen bautet Ihr ein Haus von fürstlichen

Glanze. Das alles ehrt Euch hoch und ist des Ruhmes und Dankes gewiß. Doch fehlt eines, Gedenket in Eurer Großmutter, Reichtum und Weisheit der armen, frommen Bürger und Einwohner der Stadt! Du aber, mein christlicher Bruder, — damit kehre er sich an seinen kummern Gefährten — „red' frisch und frei, du wirst ein gnädig Ohr finden.“

Der Handelsherr richtete den Blick auf seinen armen Mitbürger. „Sprich ohn' Umschweif, lieber! Was willst du?“ Ein kurz, kräftig Wortlein ist mir gar sehr erwünscht.“

Der Mann würgte und stöhnte. „Nur ein paar Stübchen, darin zu hausen mit dem Weibe und den Kinderlein!“ preßte er mühsam hervor. Das Auge des Gewaltigen ruhte klar und groß auf dem Demütigen, flammte auf und umfahnte das Bild des heißen Sehnsuchtschmerzes.

„Wer bist du?“ „Der Schmiedeknecht Jakob Wimpfing aus der Lechgassen.“

Der Handelsherr erhob sich. „Du wirst von mir hören,“ sagte er. „Zieh geh!“

Der Knecht beugte sich tief zu Boden und verließ gebückten Ganges das Zimmer. Als er an der Tür schen zurückblickte, sah er die Zurückbleibenden in erstem Schrecke.

Am nächsten Tage betrat der reichste Mann der Welt die Behausung des Armen. Noch in demselben Jahre wurde der Grund zu dieser kleinen, mauerumfriedeten Stadt gelegt; die ein paar hundert Familien um Gottes Lohn das Glück einer Heimstätte schenkt bis auf diesen Tag.

Der alte Herr hatte dem andächtigen Zuhörer die Hand zum Abschiede gereicht. „Mein junger Freund, Sie sind noch zu jung, um ermessen zu können, welcher Segen aus diesem Liebeswerke geflossen ist. Sehen Sie, manchem ist es geglikt, fürstlichen Reichtum zu erwerben. Allein das große Beispiel der Freigebigkeit, das nach den Worten der Inschrift zum Vorbilde dienen sollte, hat noch keines Reichen Sinn zur Nachahmung verlorcht bis auf den heutigen Tag. Leben Sie wohl! Vielleicht haben wir die alte Sprache verlernt, die einst der gelehrte und reiche Fugger zu reden verstand.“ Der wunderliche alte Herr zog das Taschentuch und schneuzte sich heftig. Er schien noch etwas sagen zu wollen. Plötzlich ging er eilig von dannen, um im Kirchlein der Fuggerei zu verschwinden.

Die Uhr

Von Marie von Hutten.

Das Licht der blühenden Azaleen füllt das Zimmer mit dem Farbenton des Sonnenunterganges. Die Töne von draußen weichen zurück vor der von Duft und Wärme durchtränkten Stille des Gemachs.

Nur die Uhr tickt — In ihrem braunroten Gehäuse geht die goldene Scheibe des gewaltigen Pendels hin und her — her und hin. Auf ihrem goldenen Zifferblatt rücken die geheimnisvollen schwarzen Zeiger unausweichlich und doch unablässig weiter, bis sie anlangen — wo?

Sie langen nirgendes an. Wie die ungezählten und unzählbaren Tropfen der Ströme und Bäche rinnen die Minuten, die sie anmelken, in ein uferloses Meer, und die Zeiger gehen immer weiter — in einer Runde, die kein Ende hat, wie die Ewigkeit selbst.

Diese Uhr bedeutet für mich etwas anderes, als die übrigen Gegenstände meiner Umgebung — kein lebloses Objekt, sondern ein geheimnisvoll, fast verhängnisvoll Lebendiges. Denn sie hat die Eigenschaft, mir das nahe zu bringen und wirklich zu machen, was von allen Dingen und Ereignissen des Lebens das einzig Gewisse und dennoch dasjenige ist, was uns am schattenhaftesten und entferntesten erscheint — die eigene Todesstunde.

Ich sehe mich in dem Zimmer nebenan, das die hohen braunen Klügelröhren mir verbergen, auf dem Bett, von dem ich nicht mehr aufstehen werde. Das Leben ist vorbei — liegt hinter mir — ich habe keinen Teil mehr daran. Nur das Ticken der Uhr bringt noch wie aus einer unermeßlichen Ferne an mein dumpfes Bewußtsein.

Und dann wird der Augenblick kommen, wo eine ihrer rinnenenden Sekunden meine Seele mitnimmt, hinüber in die Ewigkeit. Sie aber tickt gleichmäßig weiter — es gibt für sie keine Ereignisse — sie ist jenseits von Leben und Tod.

Und diese Vorstellung von ihrem unbeirrten Weitergang, wenn ich gestorben sein und von ihr nichts mehr wissen werde, bringt mir schärfer, als je irgendwas anderes es vermöchte, zum Bewußtsein, was Sterben bedeutet.

Nicht das bedeutet Sterben, daß ich kalt und fern auf diesem Bette liegen werde und man mir Tränen und Liebe und Gebete schenkt —

sich mich hinausträgt und dem Schoße der Erde anvertraut — nein, nein, nicht das ist's, was Sterben bedeutet.

Sondern daß all die Glorie und Herrlichkeit der Welt und das Leben sein wird — sich abspielen wird im heißen und wundervollen Drang der Tage und Nächte — und ich daran keinen Teil mehr haben werde — das bedeutet Sterben.

Daß die Sonne aufgehen und diese Räume durchfluten wird und der Tag und das Leben zu gehen anfangen werden in Leid und Lust und Kraft und Arbeit und Liebe für Millionen — aber nicht für mich — das bedeutet Sterben.

Ich sehe den fallenden Vorhang — den Schluß — das Ende. Wie ein Beil, das scharf trennend niederfällt. Sehe alle Dinge, die mir vertraut sind und die ich liebe — sie alle bleiben diesseits einer weiten Kluft, und nur ich selbst stehe jenseits in dem, was mir in diesem Augenblicke eine bange und trostlose Einsamkeit scheint. Und die Welt geht weiter — Tage und Nächte, Weinen und Lieben, Lachen und Leiden, der ganze breite, tiefe Strom menschlichen Geschehens und Tuns geht weiter. Nur ich bin tot — bin nicht mehr da — mein Platz ist leer — andere gehen daran vorüber und kennen ihn nicht mehr.

Und plötzlich nimmt mir etwas den Atem — Der Frühling — ich werde dann keinen Frühling mehr sehen —

O Gott — es ist ja unmöglich — unmöglich. Was drängt sich da alles um mich her? Dinge, die ich liebe mit einer heißen, fast schmerzlichen Liebe — Graue weiche Februarnächte mit erstem Aufschlag. Weichenduft aus sonnigen Socken. Das Rufen spielender Kinder in der hellen Luft. Goldene Rasenfelder — aufbrechende Pflaumenblüte.

Tiefe Stille und Morgensonne auf den Hängen. Schillerndes Vogelzwitschern in breiten Zweigen, die der östliche Frühwind leicht bewegt. Eine helle Straße, die sich um die Biegung verliert und weiter führt in knospendes Frühlingsland. Die Herrlichkeit aller Sehnsucht und aller Träume geht auf dieser weichen, sonnensimmernden Straße.

Und eine Fichte hoch oben am Rand des Waldes — die reakt ihre Krone in den Himmel hinein und steht einsam in der Sonne und schaut über das Land — über das drängende, knospende, blühende, selige Land —

Ach nein — nicht das ist der Tod, daß man da liegt und leidet und die Hülle abstreift und unter die kühle Erde kommt.

Sondern daß die Fichte hoch da oben steht, sonnengebadet und windbewegt und ich nicht mehr daran vorübergehen werde —

Daß Verden sich jubelnd verlieren in laue blaue Weiten und ich sie nicht mehr hören kann —

Das — das ist Tod.

Ich herge den Kopf in die Kissen und suche der Verstortheit des eigenen Herzens zu wehren. Aber die Uhr hört ich noch immer mit ihrem starken, ruhigen Schlag. „Ewigkeit,“ sagt sie. — Ewigkeit — Größe — Weite — Liebe — Einheit — Gott.

O armer, kleiner, bedrängter Mensch — wo ist dein Glauben — wo dein Vertrauen? Kannst du dich nicht verlieren und hingeben an die ewige Schönheit und Vaterhuld? Wird nicht alles, was sein wird, tausendmal alles übersteigen, was du jetzt dein eigen nennst?

So spricht die Uhr und tickt und geht ihren unermüdlichen Gang — über Leben und Tod hinweg.

Da erschauert er, dieser kleine und bedrängte Mensch, und wird doch stiller. Mächte die heiße Liebe, die er in sich hat, ins Weite führen, ins Ewige.

Sodas der Tod keine Kluft mehr aufreißt, sondern nur ein Weg sein wird von einer Heimat in die andere —

Die goldene Pendelscheibe schwingt und schwingt — die schwarzen Zeiger rücken — die Stille wird tiefer — die Azalee malt den Raum in lichtroten Farben des Sonnenunterganges.



Rätselle

Auflösungen aus voriger Nummer:

Bilderrätsel: Falsche Urteile. — Bilderland.

Schach:

1 e4-e5 — He6-f7
2 g7-g8 ♗ u. Varianten.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altener.

Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altener.

Rathrin" lagte nur so mitten in den wilden Bogenhüpfen herum.

Manchmal schien sie sich unheimlich weit überkippen zu wollen, da reichte sich Zeus, sie gebot ihm und richtete sich wieder auf.

Der Eichenfund — nahe vor. Ja, wenn wir den erst hätten! Und mit einer Gewandtheit, über die wir staunten, schoß Eichen nach zwei Schlägen in das schmale Gewässer hinein.

Gerettet! Der Revisor jubelte: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?“

An der Brücke von Gauenstein vertauten wir unser braves Geesfeld. Nun schmeckte aber in der verräucherten Dorgastube — der Revisor war nicht für prunkhafte Hotels, denn die schenken immer auf Schaum und verdünnten das Leben — nun schmeckte aber ein Glas Barmes! Und wir durchlebten die Stunde, die wir hinter uns hatten, noch einmal. Sie hätte leicht anders enden können. Und wir tranken Zeus zu. Es strahlte eine Freude auf seinem Gesicht; aber er blieb wortlos; er bedachte rückwärts alles wie eine gewonnene Wagnispartie.

Der Tag, der sich noch freundlich gestaltet hatte, sank nieder, und wir mußten heim. Die Wellen waren noch aufgeregelt, aber der Wind wurde flau und flauer. Endlich lagen wir auf einem Fled. Da saßen wir die Kiemen ein und rubelten nach Glücksburg hinüber. Der Revisor, der sich ein Fledschchen mit Stürkendem eingestekt hatte, ermunterte uns zu dem Kanus:

Als wir jüngst in Regensburg waren, sind wir über den Strudel gefahren...

Spät nachts erreichten wir den Landungsplatz: nach Flensburg wären wir auf die Art erst am andern Tag gekommen. Ein Dampfer nahm uns mit; die „Schnelle Kathrin“ hatte Hugo am nächsten Mittwoch geholt.

Den kleinen Revisor deckt der Gügel, uns andere trägt das Leben noch auf seinen Bogen, auf und ab, Zeus aber ist, getreu seinem Namen, ein Gebieter der Lüfte geworden.

Jene Gauensteiner Fahrt ist so etwas wie eine Probe gewesen für die Reife, die er viele Jahre später nach dem westlichen Festlande unternehmen und ruhmreich durchführen sollte!

Das Schicksalslied

Schätze um Beethoven von Kurt Reffler.

Sinnend stand ich vor dem von Klinger geschaffenen, wohl erhaltenen Beethovenbildnis im Leipziger Museum. Aus dem nebel-dämmernden Tag schlug ein heimliches Frösteln um mich.

Da rissen die grauen Wolkenhüllen, die den Frühlingshimmel deckten, sieghaft brach die Sonne hindurch und goß eine Fülle Gold über des Genies Beethoven's heiliges Bild.

Jah glühte in den toten Augen tiefes Leuchten, Seele blutete aus dem kalten Gestein — Und schauernd stieg's in mir empor, was ich in Büchern einst mit heißem Herzensschlag gelesen —

Die Hofkapelle in Wien gab ein seltenes Konzert. Beethoven, der berühmteste Musiker seiner Zeit, dessen Name in aller Welt genannt wurde, dirigierte seine eigenen Werke.

Unzählige strömten aus allen Gauen, den Klang der Begeisterung um des Meisters Haupt zu winden, dankbar ihm zuzuhören, der den Ruf des französischen Weltkronkönigs Jerome nach Cassel abgelehnt hatte.

Überflutet waren die für die damaligen Verhältnisse festlich beleuchteten Räume.

In der Hofloge saß Österreich's Kaiser, Franz I., und neben ihm, selbstam dämonisch, undüsterte Augen in fahlem Angesicht, Schattentrunken auf genialer Stirn: der Herr der Welt, Napoleon.

Päffig, fast verständnislos glitt der Blick des Kaisers über die andächtig harrende Menge. Doch eine in der Loge spürte doppelt das Boden der Begeisterung: Maria Luise, die junge Prinzessin aus dem österreichischen Herrscherhause, die sich der Sieger Napoleon zur Gemahlin erkor.

Sie lauchte abwärts in dämmernder Nische nach einmal dem Herzschlag der Heimat, die tausend goldene Fäden der Erinnerung an Kindheit und Jugendglück um ihre Seele woben.

Da verstummte plötzlich das letzte dumpfe Gemurmel im weiten Raume, nur die Kerzen knisterten in seltsamem Flackerzischen.

Spöttlich wandte sich Napoleon zu Maria Luise, doch erstarrt ihm ein leichtfertiges Wort auf den Lippen.

Aus der Tiefe der Bühne wuchs eine Gestalt, ein Titanenpaar schob sich auf, gigantisch, schicksalsboursdurstig: der Hofkapellmeister Beethoven.

Zwischen die Augen des Kaisers grub sich ein Charles Strick. Wante der geniale Feldherr den

allumfassenden Geist? Fesselte ihn das vulkan-jerrigene Angeht?

Da quoll ein Ton wie aus zaubrischer Ferne empor und drang und schmolz zu gewaltigen Akkorden. Wunderklänge fliegen zu lauchjenden Höhen, Geigen jubeln mit Engelsstimmen, und dazwischen künden die Bläser schicksals-tiefe Töne von erdrunder Tragik.

Es war, als ob die Mauern fielen und die Pfeiler in den nächtigen Himmel ragten, als ob allemwege Hände aus dem Endlosen niederstie-len. Lebens- und Todesklänge drang aus des Meisters Symphonie und enthüllte des Schick-sals tiefe Geheimnisse.

In die samte Brüstung krampften sich die Hände des Beethoveners. Zwang schauernd zum ersten Male ein dumpfes Ahnen die ge-fühlos kalte Seele?

Mit den verhallenden Akkorden zerschämerte der Körper die Gedanken, und während noch in die Pause hinein der jubelnde Beifall der Menge toste, kam's befehlend von seinem Munde:

„Laßt mich mit diesem Beethoven reden!“

Nach warf Kaiser Franz einige Zeilen auf ein Tafelchen, die der Legenden der Hofkapellmeister überbrachte. Nach wenigen Mi-nuten öffnete sich die Tür —

Einen Herzschlag lang ruhten die Augen zweier Weltbeherrscher ineinander: Beethoven, der einst begeistert den genialen Feldherrn be-lang und längst erkannte, daß nimmer sein Weg mit dem des unerfährlichen Nachhabers zusammenführte, unnahbar, abweisend — Na-poleon, suchend, tastend.

Wir vermissen Euch am Hofe meines Bruders, Jerome, Herr Hofkapellmeister! Warum folgt Ihr nicht seinem Rufe? —

Stumm stand der Künstler —

„So redet doch!“ —

„Ihr flackerte es in des Kaisers Augen auf, als Beethoven noch immer regungslos ver-harrte.“

Berufung

Von Franz Maßke.

Das Schmet des Streits in die Scheide senken, Den Haß begraben und das Ede denken — Aus Schönheit einen Dom in sich gestalten — Und nichts als Liebe sein und Gänbelfallen.

Nicht gleich dem Schalknecht seinem Schuldner

fluchen — Ihm Bruder werden und sein Gottum suchen — Das Herz wie eine heilige Fackel heben, Ist Tempeldienst der Menschheit und heißt leben!

Da fiel besorgt der Landesherr mit leiser Stimme ein:

„Er ist taub!“

Jah fuhr der Kaiser aus seinen Polstern und starrte auf den Meister und sah die Runen und Abgründe in seinem Angesicht, aus denen alle Not und alle Leidensqual pochte.

Ein Tauber schuf diese Symphonien? —

Heimliches Frösteln griff dem Herrscher ans Herz.

Wachte sich nicht das letzte Wissen vom Dunkel des Genies enthüllen, der nicht nur groß schen, sondern es auch war? Dessen Kunst im tiefstem Leide erst Vollendung fand? —

Und nun kam's stürzend, doch mit selbstam wesenloser Stimme von des Meisters Munde, nachdem des Kaisers Worte ihm auf ein Tafel-chen geschrieben waren:

„Ich diene nicht mit meiner Kunst der frem-den, unerträglichen Gewalt!“

Aufsuchte der Kaiser, vier Augen flammten ineinander, Ströme von Kraft brandeten aus ihnen, die nie zusammenfließen konnten. —

Ein Wink des Beethoveners.

Stumm wandte sich der Hofkapellmeister.

Da tastete eine Hand nach der seinen, rote Rosen schmiegen sich hinein, mit zitternder Stimme sprach Maria Luise:

„Treu bleiben meinem Wien!“ —

Noch einmal wuchs auf der Bühne der Titanen-kopf auf, noch einmal rief der Stab die Künstler-schar zu heiligsten Klängen empor.

Alle Tiefen der Musik wurden aufgewühlt wie die Ländergeschichte jener Zeit: Blüten und Welken, Atmen und Vergehen.

In sich zusammengefunken sah der Herr der Welt und grübelte, klein vor dem Titanen, ein-sam unter Unzähligen.

Und ein dumpfes Ahnen schauerte durch seine Seele von eigenem Schicksalslied, das aus den Melodien hämmerte.

Spät aber in die Sternennacht noch flammten die Lichter der Begeisterung und trugen den Namen des tauben Genies ins Endlose.

Zu neuen Ufern

Eine Bilderreihe aus dem deutschen Jüngelher-Leben.

Von Hans Gemmelmann.

Es war wirklich ein ereignisreiches und kummervolles Jahr, das Heinz Rühler nach seinem Abgange vom Seminar als stellenloser und dazu verwaister Jungelher verlebte hatte.

Als Ausbilder an der Post war seines Weibens nicht lange, die Vertretung einer Seifenfirma warf trotz rührender Arbeit nicht soviel ab, daß er sich fassen konnte, aus der Grube brachte man ihn bald wieder ohnmächtig zutage.

An Neubauten hatte er Steine geschleppt, bis ihm das Gend an den blutig geschwunden Schultern klebte, und sich mit den schweren Schubkarren herumgequälte, daß er die Finger nicht mehr ge-rade strecken konnte.

Und doch hat aller Eifer und alles Mühen nichts genützt, niemand war mit dem schlappen Kerl zufrieden, und seine Bitten, daß man ihm doch Zeit lassen möge, sich körperlich und seelisch umstellen zu können, wurden bei aller Aner-kennung seines Strebens kurz abgetan mit dem Rate, das möge er wo anders tun, nur nicht hier; hier müsse man auf produktive Arbeit sehen und seine Leistungen seien so geringver-richt, daß man befürchten müsse, sein schlechtes Beispiel verderbe die guten Sitten.

Nach Wochen, manchmal schon nach Tagen stand er wieder vor der bange Frage: „Was nun?“

Einer deutschen Jungmännersele, erfüllt von tausend Idealen, getragen von bestem Willen, bereit zu tätiger Mitarbeit am Aufbau von Volk und Staat, wurden hier von roten Hän-den die schönsten Schöpfungse verknüppelt wie ein wilder Gedenkspruch im Frühling, und aus den Schnittmalen sog der Alltag gierig die be-sten und edelsten Säfte.

Nun hatte er es wieder einmal geschafft und nach langem Umherirren eine Stelle als Mit-fahrer bei einem Großbauern gefunden. Das war fein und ließ ihm viel Zeit zum Nachden-ken — erfüllte ihn mit neuem Lebensmut. Hier fühlte er sich in seinem Element, seine geistige Ueberlegenheit ward jedem klar, man liebte es, ihm zuzuhören und davon zu profitieren.

Das Mitfahren mußte bald ein anderer be-jagen; wie ein seines Landes Wohl erstrebender kleiner Künftler warke er auf dem Hofe, daß aus allen Ecken leuchtete sein lebenswederer junger Tatwille. Hier gab er bestes Beispiel, die Sonnenstrahlen dankbarer Anerkennung überglänzten seinen hoffnungsvollen Tag und zwei freudeschimmernde Augen vergoldeten ihm den arbeitsmüden Abend. Was war das doch ein selbstam Beben und wonnig Geseufel durch den jungen Leib, als sich beim Aufbinden der Jasminranken ihre Hände zum ersten Male be-rührten. Warum stockt da plötzlich die Sprache und ist doch das lebendige Hinüber und Her-über an Frage und Antwort und treuem Ge-loben?

Es es dann zwischen Heinz und Lisbeth auf-funkelte, wie von schlaubeisfreitem Ebelgestein, da wachte sich dick und geschwollen ein Strom geisternden Reides daher und legte sie schlau-miges Gewelle erstreckend auf das blütenleuch-tende Soßengrün, zweier Menschenweifen.

Wie Krötengist tropfte es eines Abends von den heuchlerischen Lippen eines interessierten Besuchers: „Wer heutzutage wieder ein ehr-sames Bauernmädchen freien will, der muß etwas an den Füßen haben.“

Zwei Augenpaare suchten und schlossen sich nach kurzem Aufleuchten bei diesen Worten, daß nicht ihr helles Scheitern noch mehr Reider herbeilöcke.

Eine dämmerige Juninacht war dann ge-kommen, wie sie noch keiner erlebt. Still in tiefem Frieden lag der Hof. Ohne Verabredung, ohne heimliches Schließen fanden sich wie in der Jasminlaube, deren süßduftendes Blüten-geflaum sie keusch umschloß. Wie entwindernde Hoffnungen taumelten die Leuchtkäfer-lein glückstrunken über die blumenbesäten Wiesen, kamen wieder wie ungestilltes Gebähen, suchten ihre kleinen Fackeln hundertfach an die Spitzen der Blätter. Und zwei Herzen wein-ten still in sich, weil es ans Scheiden ging...

Am andern Morgen klang es froh und frisch durchs Tor:

„Es kühnen die Rosen, die Nachtigall singt, mein Herz ist voll Freude, vor Freude es springt. Ihr Reiter zu Werke, so reit ich durchs Land, für Kaiser und König und Vaterland.“

Hinter blütenverdeckten Fenster sank Lis-beth in die Bank, von der aus sie viel Gutes und Schönes von ihm gehört...

War das doch ein Rädergeseuf und Maschi-nengedröhn in der Fabrik, in der Heinz als Hilfsarbeiter Beschäftigung gefunden. Die

heiß und schwer waren die Zink- und Kupfer-blöcke, die er zu schleppen hatte, und wie schaf-kantig die Ränder der Bleche, die er von Mor-gens bis Abends zu Bergen schleppte. Zerris-sen die Handflächen und blutig die Finger, durchquert von wahnfinnigem Schmerz, wenn sich beim Berden Zupacken morgens die über Nacht verhärteten Wundkrusten wieder lösten und das rohe Fleisch blosslegten. Wie ein aus-gesucht teuflisches Martyrium mutete Heinz das an und doch versuchte er es mannhaft zu er-tragen.

Wie ein kleines Versehen von ihm die Balge erzittern machte und die breitgezognen An-triebsräder sich ineinander knirschten, daß mit einem dumpfen Ruck die Bolzen brachen und das Getriebe im Leerlauf wie toll davonleierte. Da jagelte es Schimpfsworte auf den „däm-lichen“ Schullehrer, wie er sie in solch aus-gelesener Rohheit noch nicht gehört, und mit Ge-walt drängte man ihn aus der Abteilung, da-mit er selbst sein „Kleinholzmachen“ den Ge-schehen der Direktion mitteile.

Wie ein Trunkener taumelte Heinz den Gang entlang, der zum Büro des leitenden Jünge-lieus führte. Am Ende des Flures stolperte er durch eine offenkundige Tür in einen prunkvoll ausgestatteten Raum, in dem sich zu seiner Ueberbahrung niemand befand. Auf einem runden Tisch neben dem weitgeöffneten Tresor lagen gebündelt viele Bündchen Geld-scheine, deren enorme Werthöhe er nach der Aufschrift im Nu errechnete hatte. Hier behergt zugriff, das Geldscheite hatte ein für allemal ein Ende. Die Finger suchten und von innen heraus klang es ihm antreibend in die Ohren: „Tu's doch, tu's!“

Vor seinen Augen erstand das Bild des äl-tergrauen Ordinarius seiner Klasse. Ein dün-nes Männlein, das sie „die Stedrübe“ genannt hatten, das von der Not der Zeit gebeugt wie ein im Windbruch stehender Baum seine Semi-naristen entließ mit den Worten: „Meine Her-ren! Die Jugend, die demühtig Ihrer Erzie-hung anvertraut wird, ist in einer Umgebung und unter Umständen aufgewachsen, die ihr die Neigung zu einem Diebes- und Räuberleben geradezu einimpft. Bitte erziehen Sie keine Diebe und Räuber, erziehen Sie junge Deutsche mit der heißen Sehnsucht im Herzen nach dem, was uns verloren ging!“

Nein, er wollte nicht ein Dieb oder Räu-ber werden, wenn ihm dies bei dem Verhalten des Staates seinen Jungelher gegenüber auch der einzige Ausweg dünkte, die Strafe seines Leibes zu verlassen. Sein umflorter Bild sah inmitten der Geldscheine eine Waffe liegen. War das nicht ein Fingerzeig des gültigen Schicksals? Konnte ihm noch Besseres erblü-hen, waren die zwei Jahre zermürbenden Kampfes um die kleinsten Dinge des Lebens nicht genug? Mit einer raschen Bewegung hatte er die Waffe ergriffen, die Sicherung ent-fert...

„Nun, bitte keine Tragödie!“ erklang hinter ihm eine tiefe, milde Stimme. „Ich sah, daß Sie hier in schwerem Kampfe standen mit Mä-küften, die mir erklärlich scheinen. Aber warum wollen Sie nun als Sieger der niedergelämpf-ten Versuchung folgen?“

Heinz drehte sich um; so tiefem Versehen war er lange nicht mehr begegnet. Als der kleine verführte Jungelher dem reichen Fabrikherren in fliegender Hast mit trän-engefüllten Augen erzählte, wie er auf seinem im Sturme lediggeschlagenen Lebensstieflein immer wieder neue Hoffnungssegele sah, um doch noch den Hafen zu erreichen, klopste ihm dieser leutlich auf die Schultern und sagte, der Hafen sei nun wirklich erreicht, er könne Anker werfen...

Als Heinz nach einigen Tagen in treuer Pflege aus tiefer Bewußtlosigkeit erwachte, er-zählte ihm die Schwester, was alles so roun-derbar gekommen. Am andern Morgen drückte in einer schwermüdenen Jasminlaube ein lieb-liches Mädchen einen Brief an die Brust, in dem geschrieben stand: „Freue dich, mein Lieb, ich bekomme nun doch etwas an die Füße!“

Der nächste Tag

Der nächste Tag nach deinem Tode, Mensch, Du glaubst, er schritte nicht den Berg hinab Und nur die Nacht noch wandle durch die Welt, Weil du den letzten Atemzug getan?

Der nächste Tag nach deinem Tode, Mensch, Ist ganz wie jeder. Von den Bergen steigt er Und teilt mit heller Hand die Finsternis. Die jungen Rosen sprechen aus dem Traum, Der sie umfing, empor, und eine Amel Trägt mütterlich ins Nest ein flüchendes Wolle.

An deinen Fenstern schreien sie vorbei, Die Lebenden, und ihrer Stimme Hall Versteht vor deinem todesblauen Mund. Zur gültigen Sonne hebt dein Kind den Blick, In dem die Träne, die gemeint, noch glänzt, Und diese Träne trocknen Trist und Wind, Und leise haucht es: „Welt, wie bist du schön!“

Um dich, du Stiller, duften Todesblumen. Ein einsamer Falter sinkt mit dunklen Flügeln Auf deine Hand, und immer näher rollt Die große Welle, die dein sinkender Boot Einholt zu des Vergessens Strand.

Grete Maßke.

hert natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

rons jenes interessante Etwas hin zu bringen, das der alte Herr zwar nicht schätzte, das aber für ein Ahnenbild unentbehrlich ist. Hervor-ragende, künstlerisch zu verarbeitende Eigen-schaften hatte der Freiherr keine. „Unschäblich ließ sich in die kleinen, verschwommenen Neuglein nicht zwingen. Geht? nein, das war noch unmöglich, für ein Porträt eines Schütz-burg-Schnaburg auch ganz unnötig, blieb also nur vornehme, herablassende Güte. Leider be-tonte der Künstler diese so sehr, daß jedermann versucht war, vor dem Bilde „mäh“ zu schreien.

Der Maler ward ungnädig entlassen. Das Bild wanderte auf den Speicher. Wiskha, die red-liche Haushälterin, die nie etwas veruntreute, sich nur schenken ließ, was ihr gefiel — und beim hereinbrechenden geistigen Dämmerzu-stand ihres Brotherrn gefiel ihr immer mehr — verpackte das Bild in ihrem Koffer, als der Ba-ron seinen Geist zu den gleichartigen seiner verstorbenen Ahnen gesellte.

Wiskha zog in ein frommes Jungfernstift, teilte dort mit ihrer Base Rordula das Zimmer. Voll Stolz hing Wiskha das Bild „ihres“ Herrn an die Wand. Die alte schmachtende Rordula sah die lichten Haare des Freiherrn für einen Heiligenschein an. Was ihm das Leben ver-lagte, ward dem Baron Schnaburg nach dem Tode — die Verehrung einer Frau. Sie erzählte dem vermeintlichen Heiligen alle ihre Spitzkühnereien, wofür Moritz-Adolar so wenig Verständnis hatte, sie schmückte den Rah-men mit Blümchen, warf auch verächtlich dem Konterfei manche Ruchgang zu, was der Frei-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das freiherrliche Porträt.

Luise war nämlich, immer fidel, mochte im achten Stock, jedoch nett eingerichtet. An Besuch fehlte es nie. Der gediegene Hausrat der Erbtante mußte zwar sofort verkauft werden, denn Luise bedurfte zum Schluß des Wiener Faschings einen seidenen, neuen Domi-ne, aber das Bild des alten Freiherrn behielt sie. Sie fand es „so viel las“ und hing es über ihr Bett. Moritz-Adolar hob seine Augenlein, wie immer, zu fernem Höhen, und es war gut so. Luise sah mit ihren Bekannten beim Kaffeehaus in ihrem Stücken. In ge-wöhnlichem Uebermut holte sie den Jüngern von der Wand und stellte ihn zwischen die gefüll-ten Gläser. Nicht lange, ein Glas fiel um, und die klebrige Flüssigkeit drang zwischen Rahmen und Glas in das Mauerwerk hinein. „Jeg-gas, jetzt hat der Baron's heulende Gend ge-krüht.“ Wirklich drangen dem alten Herrn Jähren über die Wangen, nahm die Farben mit; ganz tiefe Tränenfurchen zogen sich durch sein Antlitz. „Werkt's doch den Jammerpep zum Kasperhaus“, rief einer der Gäste. „Nun, verteidigte ihn das Luise, der arme Gache! bleibt da.“ — Er blieb nicht mehr lange. Luise sog nach Mänschen, dort eine Stelle zu suchen. Als geizig-alle Wienerin nahm sie am Bahnhof laut weinend von ihre: Freunden Abschied; ein Glück, daß sich im Coupé ein trostbereiter junger Mann fand. Der Bild nahm sie im Koffer mit. Es wanderte auf Wankfüßen zu Einstein u. Co. Beim nächsten Auer-Tandelmarkt zeigte sich Moritz-Adolar zwischen einem Zinneller und einer verbrauchten Kaffeemaschi-ne den Marktschreiem. Es war ihm unangenehm, und mühte sich in die Züge des Po-

her natürlich vornehm ignorierte. Rordula empfand dem Leben, und als nach mehreren vergeblichen Versuchen der Tod auch Wiskhas Herr ward, erbe ihre Großnichte, Luise, das fre